

Der Welt Spiegel



Illustr. Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts

Die Mode in Paris.

Von W. Bavier-Chauffour.

Ein Berliner, der von Zeit zu Zeit nach Paris kommt, hat mir neulich folgendes gesagt: „Ich bemerke, daß der Gang der Damen nicht mehr so leicht und frei, so schwebend ist wie früher. Woher kommt das?“ „Man opfert eben der Frau Mode, und die ist eine anspruchsvolle Göttin, die von ihren Priesterinnen viel verlangt,“ erwiderte ich. „So fordert sie jetzt, daß der Rock um die Knie durch einen breiten Seidenvolant oder einen schnurartigen Galon so eng zusammengezogen wird, daß die Füße keinen Raum zum Ausschreiten haben. Der große Schneider, dem eine Kundin schüchtern einwendet: „So kann ich ja nicht gehen!“ erwidert ihr majestätisch: „Meine Gnädige, die Damen, die bei mir arbeiten lassen, gehen nicht, sie fahren Auto“ . . .“

Der Berliner wollte nichts weiter hören und brummte: „Die Mode ist verrückt!“

Diese Mode der eingeschnittenen Knie herrscht ebenso im Salon wie bei der Morgenpromenade im Bois. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Mode in diesem Augenblick wenigstens gnädigst gestattet, dasselbe Kleid beim Spaziergang und im Salon zu tragen. Man braucht also nicht mehr eine ganze Auswahl von Roben zu haben, um elegant zu sein: beim Diner, im Theater, beim Besuch überall das selbe Kleid. Die ausgeschnittenen Karaballeider verschwinden mehr und mehr. Die Stoffe können nicht weich, nicht schmiegfam genug fallen; die Farben müssen undefinierbar und möglichst düster, ja dunkel gehalten sein. Für die Oberkleider viel Gold- und Silberstül mit dünner Soutacheierung von der Farbe des Unterkleides. Der Goldstül wird als 40 Zentimeter breiter Streifen um den unteren Rand des Rocks gesetzt. Auch das Korset wird ganz aus Goldstül gefarbt, und die Schulterteile haben häufig Naglan-Schnitt, d. h. sie beginnen dicht am Hals und bilden mit den Ärmeln ein einziges Stück, ohne Naht an der Schulter.

Lang herabwallende, einfache Luniken tragen als Garnitur eine Goldschnur über der Brust, die in Quasten ausläuft; häufig sind sie auch mit Perlen besetzt, aber alle einfach in den Linien, an die Frauengewänder auf den Gemälden italienischer Barockmalter erinnernd. Auch die Frisuren gemahnen an jene alten Bilder. Man scheidet das Haar in glatte, breite Zöpfe, man arrangiert es in einfachen Wellen, oder man legt es glatt um den Kopf wie einen Turban, der ja als Kopfschmuck sich wieder den Platz zu erobern beginnt, den er bei unseren Urgroßmüttern einnahm. Diese Vorliebe für das Selbstsamt, Aperte streift oft ans Lächerliche. Die Mode ist eine Apothekelade — es gibt gute Dinge und Gifte darin — wählen Sie, meine verehrten Leserinnen, nur das Gute.

Als eine glückliche Neuerung erscheint mir die Rückkehr zu den kurzen Röcken. Ich war niemals eifrige Parteigängerin der langen Nebingote-Form, die die Taillealkuschel verbirgt, der Frau ihre Linie raubt und immer an ein praktisches, häßliches, englisches Reisetostium erinnert — oder an einen Herrenpaletot fin de siècle. Die Röcke werden wieder abschließender, die Taillen feiner. Auch werden viele Röcke in der kleidsamen, russischen Blusenform getragen — mit breitem, die Taille fest umschließendem, an der Seite zugeknöpftem Leberquart.

Die für diese Kostüme bevorzugten Stoffe sind starke „Serge“ in allen möglichen grünen Tönen und Schachmuster — schwarz-weiß oder blau-weiß. Auch das luftfreie, farbige Seidenkleid wird viel getragen. Aber kein Rock ist nicht glatt, sondern er besteht aus mehreren fadensträngig geschnittenen Bahnen, die sich nach oben hin verschmalern — oder es fallen von den Hüften zwei weite Draperien hernieder, um sich vorn in Kniehöhe zu vereinigen, nach Art der sogenannten Dbalistenkärpen. Ein neuer und glücklicher Gedanke ist die Bluse

aus Serge oder Sammet von demselben Stoffe wie der Rock. Die Serge oder der Sammet steigt nur bis zur Mitte der Hüfte empor; von da ab bis zum Knie tritt Satin von derselben Farbe, der dann nach unten zu straff über den anderen Stoff gespannt wird. Der Kragen wird immer niedriger, alle Blusen sind „geföpft“. Hoffen wir, daß der Sommer uns den angenehmen, kühlenden Ausschnitt bringen und uns vom heißen Zwang und Drang der verhassten hochanstehenden Kragen erlösen wird. Wir hatten diese Ausschnittmode schon im Jahre 1890.

Das kurze Täschchen, das der Gestalt Schlantheit, Form, Leichtigkeit verleiht und sie verjüngt, wird die große Mode für das Promenadenkleid dieses Sommers sein. Aber auch der lange majestätische Mantel, der die Figur in eine großzügige untadelhafte Linie hüllt, sie bedeutender erscheinen läßt, wird seine Freundinnen haben. Diese Mäntel werden aus den leichtesten Stoffen gemacht: Crêpe de Chine, Pongée, Toile, Etamine. Diese Stoffe werden mit großen Blumen und Federrüschen besetzt oder mit durchscheinender grellfarbiger Seide unterlegt.

Luniken von Füll und gesticktem Seidenmuffelin, auf helle Seidenstoffe appliziert, werden viel getragen; auch Gold- und Silbergrund wird häufig seidenen Geweben aufgelegt. So sah ich eine Abendrobe ganz aus Silberstoff, der über violetten Seidenmuffelin gezogen war. Die Ärmel bestehen aus Silberpizze, ebenso der Oberteil des Korsettes.

Ich erinnere mich noch einer anderen Robe: natterblaues Unterkleid mit schwarzdrapiertem Lunika von stahlgrauem Seidenmuffelin. Die Röcke werden im nächsten Sommer vielfach um den unteren Rand garniert. Man trägt viel Bouillonés, Rüschen und Plissés. Diese Garnierungsmode hat ihre praktische Seite: sie erlaubt nämlich, bereits getragene Röcke aufzufrischen.

Die Ärmel werden in diesem Jahre ein Spezialkapitel verlangen, so außerordentlich mannigfaltig sind ihre Formen. Die flachen, glatten Formen haben sich überlebt. Der Ärmel baucht sich jetzt um den Unterarm und schließt sich dann eng ums Handgelenk; oder der Unterarm bekommt einen kleinen Aufschlag, und Spitzen rieseln wie ein Halbhandschuh auf die Hand hernieder; oder man wählt die Form des Jockey-Ärmels, d. h. bei flachem Schulterstück wird die ganze Länge des Ärmels in Quetschfalten gelegt.

Gesellschafts- und Hauskleider werden diesen Sommer noch mehr Spitzen konsumieren wie sonst. Frische Spitzen werden durch Einfüge von anderen Spitzen geteilt oder durch plissierten Füllunterbrochen. Spitzenblusen werden weniger getragen.

Mitten im Winter sind bereits die Toques aus Füll auf zierlichen Köpfchen erschienen, und eine Pariserin, „die etwas auf sich hält“, würde sich genieren, anders als im Strohhut den Unbilden unserer Winterwitterung zu trotzen. Riesenstrohdächer, geschmückt mit Federn aller Farben, erscheinen in den Schaufenstern der Modistinnen. Natürlich macht sich der Einfluß von „Ghanteler“ auch in der Mode fühlbar. Federn, Federn, Federn!

Der Kalanenschopf, mit dem Frau Simone als Goldgänstin ihr Haupt bedeckt, macht besonders Futore. „A la faisane“ wird der Modestil des Sommers sein.

Aber die Hüte wachsen nicht nur in die Breite, sondern auch in die Höhe. Auch die schmälerränderigen Hüte haben ungeheuer hohe Köpfe. Das steht vielleicht mit dem Gesamtarakter unserer Kleidung besser im Einklang.

Als leitende Ideen einer hübschen Frühjahrs-toilette kann man getrost die folgenden empfehlen: Taillekleid mit kurzem Täschchen, garniert mit Soutache; flacher, mäßig weiter Rock. Taille mit Strohhut oder Füllturban mit großer Zigarette.

Zum Schluß die Beschreibung unserer heutigen Abbildung:

Die Dame trägt ein Sammetkleid modernster Façon (kann auch aus weichem Satin gemacht werden) mit Silber- und Stahlstickereien. Hut von stahlblauem Satin mit großer Sammetflesche. Das kleine Mädchen hat ein Kleid von crèmefarbenem Seidenbrokat, mit Treppen aus dünnem Gold- und Stahlstrahl. Der Hut besteht aus weichem Satin mit großen Seidenblumen auf der Seite. Um das Köpfchen legt sich ein Pelzstreifen, der vom nächsten Monat an durch eine Gold- und Stahlstresse ersetzt werden kann. Das Handtäschchen der Dame, Goldstoff mit Silberstutache, wird auch zu den Novitäten dieses Frühjahrs gehören.



Moderne Sammetrobe mit Silber- und Stahlstickereien.

Modelle Jeanne Lamoin, Paris.

Chéri-Roussseau & Clauth phot.



Laura Graumann
eine Schillerin Reinhardt's, trat mit
großem Erfolge als Regitatorin auf.

„Sieh' mal, Dettmer fährt mit Lucie, und wie du weißt, bin ich doch auf dem besten Wege, bei unserer Naiven mein Glück zu machen. Aber da ist nun zu meinem Wech so eine kleine Kunstnoize nachträglich engagiert worden, eine Freundin von meinem Dool, ohne die sie partout nicht fahren will. Na, und ganz abgesehen davon, daß wir doch nicht zu dritt in meinem Dogcart sitzen können, kann ich natürlich kein vernünftiges Wort sprechen, wenn die andere mitfährt. Sie soll übrigens auch sehr nett sein, aus anständiger, gebildeter Familie, ganz dein Geschmack. Also bitte, tu mir den Gefallen und opfere dich, Rendezvous in einer Stunde oben am Zoo. Aber bestimmt!“ Und fort ist er wieder. — Nicht sehr vergnügt läßt Hans seinen Wagen fertigmachen und fährt zum Zoologischen Garten, wo er von den anderen bereits erwartet wird. „Hier unser Philosoph und Kunstkenner Hertwig, das der neue Stern an unserem Theaterhimmel, Fräulein Gertrud Wolter, genannt Gert.“ stellt Bernd vor. Ein Paar große, graue Augen schauen ihn flug und ein wenig prüfend an. Kein uninteressantes Gesicht, und vor allem keine sogenannte Schönheit. Eine feine Nase, deren rechte Seite um ein kleines kürzer als die linke ist, was im Verein mit den ein wenig starken Lippen dem feinen Gesichtchen etwas eigenartig reizvolles verleiht. Ueber der Stirn ein Wald von widerspenstigen, blonden Lockchen, im Nacken das schlicht zu einem Kranz geflochtene, dunklere Haar; es liegt ein eigentümlicher Widerspruch in der ganzen Erscheinung: Frohsinn und Lebenslust, aber auch fragender Ernst.

Das alles hat Hans nicht auf einmal gesehen, das merkt er erst im Laufe des freundlich-gleichgültigen Gesprächs, das er mit ihr beginnt, angenehm berührt von ihrer weichen Stimme und süddeutschen Mundart. Nach und nach aber, als die Stute, sicher von ihm gelenkt, sie hinaus führt ins weite Land, das im Schmutz des Frühsummers glänzt, verstummt das Gespräch. Still sitzen sie beide nebeneinander, bis ihm unwillkürlich die Worte auf die Lippen treten: „Nebst nun all diese Schönheit nicht deutlicher zu uns, als irgendein Mensch es kann?“ — „Ja,“ erwidert sie und fügt nach einer Pause einfach und leise hinzu: „Es ist wie eine Verheißung, daß auch für uns einmal die Zeit der Blüte kommen werde; auch ich hoffe und glaube an die meine.“ Ueberrascht schaut er sie an, ihre Worte klangen

War's unrecht? Von Walter Baron.

(Schluß.)

„Sieh' mal, Dettmer fährt mit Lucie, und wie du weißt, bin ich doch auf dem besten Wege, bei unserer Naiven mein Glück zu machen. Aber da ist nun zu meinem Wech so eine kleine Kunstnoize nachträglich engagiert worden, eine Freundin von meinem Dool, ohne die sie partout nicht fahren will. Na, und ganz abgesehen davon, daß wir doch nicht zu dritt in meinem Dogcart sitzen können, kann ich natürlich kein vernünftiges Wort sprechen, wenn die andere

mitfährt. Sie soll übrigens auch sehr nett sein, aus anständiger, gebildeter Familie, ganz dein Geschmack. Also bitte, tu mir den Gefallen und opfere dich, Rendezvous in einer Stunde oben am Zoo. Aber bestimmt!“ Und fort ist er wieder. — Nicht sehr vergnügt läßt Hans

so wahr und schlicht, sie hatten das Eis gebrochen. . . — Es gibt ein uraltes Märchen, denen zu Trost und Hoffnung erdacht, die im Getümmel der Welt ein verstandenes Herz suchen. Stets verlassen zwei Seelen zusammen die Ewigkeit und nehmen Wohnung in zweier Menschen Brust. Viele, viele Länder mögen zwischen den beiden liegen, die in des Tages Lärm und Arbeit nichts voneinander ahnen, und doch in der Stille der Nacht schwingt sich die Seele hinaus aus enger Kammer, die Schwester zu suchen. Dann träumt der Schläfer wohl von dem an eines anderen Seite gefundenen unjogbaren Glück, um den Traum gar bald wieder zu vergessen. Dort aber, wo der Traum zur Wahrheit wird, wo sich zwei Menschen in Wirklichkeit finden, und ihre Seelen sich erkennen, dort ist das höchste Glück auf Erden.

Glück, Glück! Hans kinnat's und kinnat's in den Ohren, sollte er's hier finden? Er hält das Pferd immer kürzer, läßt den Abstand von den anderen immer größer werden; jetzt erreicht er einen Seitenweg, in den er rasch einbiegt. Er will mit ihr plaudern, ihr zuhören können, nicht mit den anderen zusammen sein oder auf das etwas nervöse Tier aufmerken. „Ja, wo fahren Sie denn aber hin?“ fragt seine Begleiterin. „Zum Bahnhof von Wellersheim, Fräulein Gert, dann fahren wir mit der Bahn nach Oranow, nehmen uns dort ein Motorboot und machen eine Spaziersfahrt; um Sonnenuntergang ist's auf dem See so schön. Der Durche kann mit dem Wagen nach Haus fahren.“

Dann blickt sie sich um; dort drüben im grünen Wald sieht man den Turm einer Villa ragen, das ist ihr Schloß. Und alles ringsum gehört ihr, alles, der See, der Wald, das Dorf. Hier ist sie Königin, mächtig und reich, freundlich und milde. Ihre Gärten hat sie freigegeben, damit alle, die sich quälen müssen in der Städte Dunst und Staub, an ihren freien Tagen ihre Freude haben. Mit ihren großen, grauen Augen starrt sie auf den See, wo die Nebel sich langsam verdichten und sie umringen, so daß sie kaum noch den Lenker ihres Bootes in der Mitte des Schiffs erkennen können. Die Ufer sind verschwunden, vor ihnen steht eine große, dunkle Wand. „So geht's uns gar zu oft,“ sagt Gert und deutet hinaus, „wir sehen das ferne, verheißende Ufer, dann kommen Nebel und hindern die Fahrt. Ob das auch unserer Zukunft Bild ist?“ Seiner selbst nicht mächtig sinkt er vor ihr nieder. Nein, nein, ihre Zukunft soll hell und licht sein, dafür will er sorgen, denn er liebt sie, liebt wie nie zuvor in seinem Leben. Es ist keine unendliche Leidenschaft, kein wildes Begehren; es ist das einzige Gefühl, das ihn durchflutet, so groß und klar, daß alles andere zwerghaft klein daneben erscheint: was er erfährt, was er geträumt, nun ist's ihm geworden, nun hat seine Seele die Heimat gefunden.



Geheimrat Lasson
der neue Ehren doktor der Berliner
theologischen Fakultät.

Und heute? Er schaut auf und blickt um sich. Neht soll er sein Leben mit jener kalten, reichen Schönheit teilen? Wenn seine Gedanken umherwandern wollen, dann werden sie sich stoßen an einer fremden Welt; jeder Gegenstand, den er einem besonderen Zweck dienlich gemacht, jeder Winkel, der ihm durch Träume und Erinnerungen lieb geworden ist und eine neue ihm fühlbare Stimmung atmet, all seine kleinen Heiligthümer sollen entweiht werden durch einer Fremden Art. Und wird sie ihm fremd bleiben wollen? Wird sie nicht glauben, ein Unrecht an ihn zu haben, da sie ihm mit ihrem Gelde seine Existenz erhalten? Sie wird ihn zurückzuziehen suchen zu den Kleinlichkeiten ihrer Umgebung, und aus seinem Widerstand wird ein stummer, erbitterter Kampf entstehen. Aber schlimmer noch, wenn er sie zu sich heranziehen soll, wenn sie an seinem Innenleben teilhaben will und von ihm fordern wird, was doch längst eine andere vor ihr genommen.

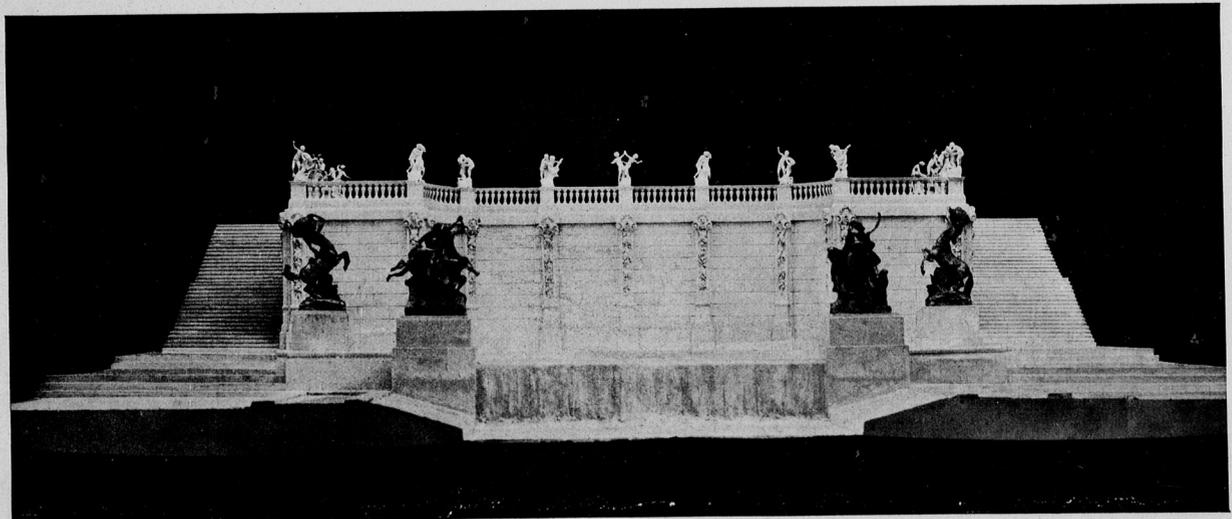


Eine Photographin auf dem Turm des neuen Berliner Rathauses.
Deutsche Illustr.-Ges. phot. und cop.

„Ja, und die anderen?“ murmelt sie, aber es ist nur ein ganz leiser, kaum merkbarer Widerspruch.

Als die Sonne sinkt, sind sie auf dem See. Zu beiden Seiten leuchten im Schein der untergehenden Sonne die grünen Ufer, Hunderte von roten, kleinen Wolken zerflattern am Abendhimmel. — Gert formt Gestalten daraus, fagenhafte Tiere, uralte Götterbilder und wilde Reiter.

Ein müdes Lächeln umspielt seinen Mund: Wie unmöglich das alles ist! Sein Kinn hat gelogen. Lieber Einsamkeit, lieber allein sein mit seinen Gedanken, die zu ihr eilen werden! Aber darf er denn noch träumen?



Prof. Walter Schotts Modell zu einem Brunnendenkmal für Buenos Aires.
Ausgestellt in der Berliner Sezession.

Herrn. Doll phot.

Drängen nicht seine Verhältnisse gebieterisch auf eine Aenderung seiner Lage? Krautig sent er den Kopf. Noch nie war er so allein gewesen in all seinem Kleinmut. Immer hatte Gerts feine, schmale Hand die Sorgenfalten geglättet; in ihrer Gegenwart hatte der Stummer keine Stätte gefunden.

Leise kommt die Sehnsucht ins Zimmer und nistet sich in seinem Herzen ein. Sie zeigt ihm ein matt erleuchtetes Stübchen, zeigt ihm ihre liebese, jetzt ein wenig trauriges Gesicht, über ein Buch gebeugt, das sie lesen will und doch nicht kann, weil sie hinausläuft in die Nacht, ob nicht ein leiser Ritt, ein kurzes Sporentreten sein Kommen antünde.

Noch einmal eilt er durch die stillen Straßen der Villenortstadt, wohin ihn die Sehnsucht treibt. — Auf der schlummernden Erde liegt die Nacht, schwül und schwer von den letzten Dämpfen des sterbenden Lebens. Eine von den Herbstnächten, in denen Erinnerungen wach werden an die Mysterien des Werdens und Entstehens, in denen die Pulse schneller schlagen wie in duftenden Frühlingsnächten.

Mit letzter Kraft klammert sich das halbvergilbte Blatt an seinen Zweig, mit düren Wurzeln sucht der Palm aus der vertrockneten Erde noch einmal Nahrung zu saugen; müde sinken die Zugvögel auf die Bäume nieder, träumend, der Frühling sei da. Eine von den Nächten, die uns traurig stimmen, weil ihr Drang zum Leben keine Verheißung in sich birgt, und das noch einmal heiß aufflackernde Begehren des Lobes Schritt nur beschleunigt.

Wengerlich steigt Leutnant v. Saar die Treppe hinunter und tritt auf die Straße, wo seine Vollblutlute schon seit einer Viertelstunde auf- und abgeführt wird. Ungebüldig schaut er auf die Uhr: „Eine niederträchtige Angewohnheit, dieses Zuspätkommen! Jetzt kann ich Stechtrab reiten, um überhaupt noch zur Zeit da zu sein!“ Er wendet sich zum Wuscheln: „Wenn Herr Leutnant Dertwig kommt, so sagen Sie ihm, ich wäre fortgeritten; wenn er Lust hat, soll er nachkommen.“ Im schlanken Trabe reitet er die Straße hinunter zur Kaserne, dann führt der Weg in scharfer Wendung hinaus auf die Chaussee. Am Kasernenort erwartet den Reiter Dertwigs Burche und gibt ihm einen an ihn gerichteten Brief, „Ma irgendeine Entschuldigung!“ Erich schließt den Brief in den Kermelausschlag.

Die gute Sommerbahn neben der Chaussee



Makua-Frauen aus dem Lukuledi-Tal mit Lippen- und Nasenpföcken.

lockt zum Galopp. Mag die Wildtage sich aus-toben, es ist ja so schön heute, daß man selbst übermütig wird. Und während er in langen Sprüngen über den weichen Boden dahinfliegt, klopf Erich, sich vorbeugend den glänzend braunen Hals seines Pferdes. „Gelt du, so sparen wir Zeit, und haben auch beide unsere Freude?“ — „Nun ist's aber genug! Immer wieder nimmt der Reiter die Zügel an, bis die Stute allmählich in Schritt fällt. Erich greift in den Kermelausschlag und holt den Brief des Freundes hervor. Gleichgültig zerreißt er die Hülle, die meist recht ungläubwürdigen Entschuldigungen kennt er ja bereits!

Leise spielt der Wind in den Chausseebäumen und führt mit weicher Hand Blatt um Blatt zur Erde nieder. Tausende breiten sich wie ein bunter Teppich auf dem Erdboden aus und decken die Steine, an denen das lässig dahinschreitende Pferd mehr als einmal zu straucheln droht. Ihr Reiter merkt es nicht, aus seinem gebräunten Gesicht ist das Blut gewichen, die Lippen sind fest zusammengepreßt, die Augen starr auf das Papier gerichtet, das ihm die letzten Grüße bringt...

Nun ist er doch von ihm gegangen, er, der ihm lieb war wie keiner, der den weichen, warmen Ton in sein nüchternes Leben gebracht hatte...

Ein dumpfer Schmerz packt Erich und hindert ihn am klaren Denken. Seit allmählich erwacht er aus seinem Brüten und richtet sich auf. Und er sieht das sonnenglänzende Land, so leuchtend wie ihm des Freundes Dasein stets erschienen, das

auch in seinen letzten Stunden so verklärt war vom Glanze höchsten Glücks. Und in ihm, der in strengen Ormbähen erzogen, nur die Pflicht gekannt und noch nie den Posten verlassen hat, auf den das Leben ihn stellte, klingt Zweifel erweckend und Antwort heischend, leise die Frage: War's wirklich ein Unrecht?

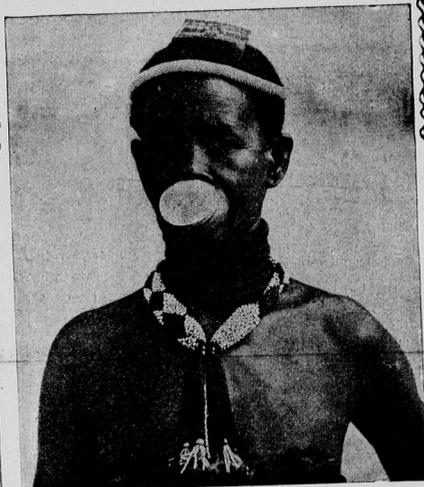
Afrikanischer Schönheitskult.

Die Mode ist die Tochter der Eitelkeit. Und da diese Eitelkeit nun immer unsertrennlich ist von dem schöneren Geschlecht, so gibt es überall, wo halbe Frauen himmlische Wesen ins irdische Leben flechten, auch eine Mode mit der ausgesprochenen Tendenz, das Neufere der Damen zu verschönern. Nur gehen die Ansichten über schön und unschön himmelweit auseinander.

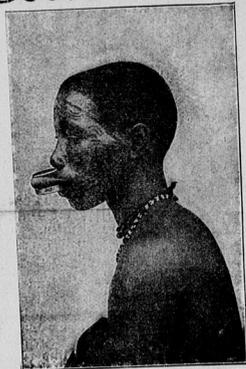
Der europäische Gesichtsmaß ist z. B. durch aus anders geartet als



Makonde-Frau mit „schöner Zier“.



Makonde-Frau im Festschmuck.



Lippen-schmuck einer Ostafrikanetin.

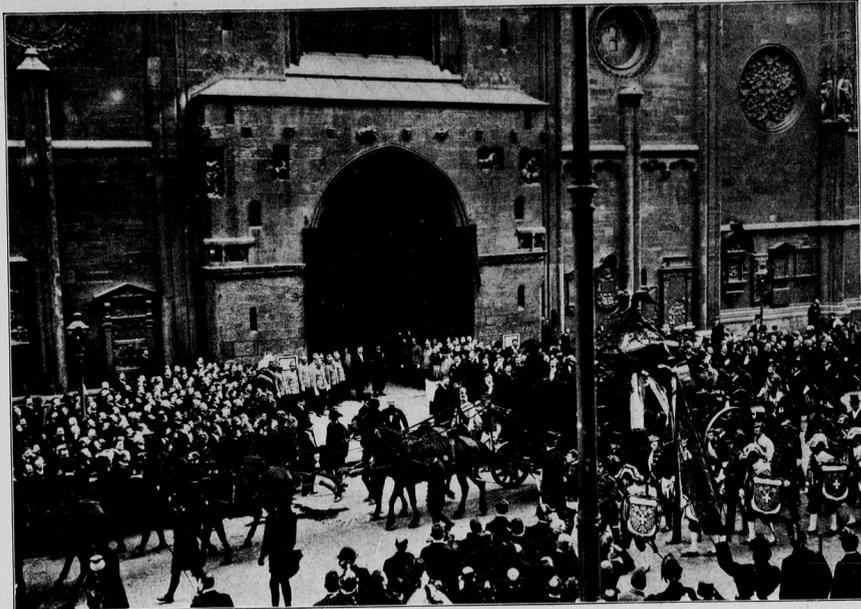
Afrikanischer Schönheitskult.



Frauen und Mädchen von Mtua.

etwa der eines Malonde-Jünglings in Deutsch-Ostafrika. Was wir geradezu abschreckend häßlich, sogar widerlich finden, rühmt er an seiner Goldenen als Schönheit, nämlich das fürchterliche „Pelele“, die Lippenfalte.

Der Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig, Prof. Dr. Karl Weule, der die Resultate einer Forschungsreise in Deutsch-Ostafrika in seinem Buch „Neuerlei, berichtet über diese Veranstaltung: „Das Pelele oder, wie es im Kinnera heißt, Itona, ist auf das weibliche Geschlecht beschränkt; bei ihm aber ist es allgemein. Es ist ein Pflock, bei älteren Individuen auch eine wirkliche Scheibe aus schwarzem Ebenholz oder einem hellen, mittels geschlämmer Tonerde schneeweiß gefärbten anderen Holz, das in die durchlöcher- und ausgewetete Oberlippe gezwängt wird. Selbstverständlich läßt sich nicht sogleich eine talergroße Itona in diesen Körperteil einfügen, sondern man fängt mit einem winzig kleinen Fremdkörper an,



Die Beifugung Dr. Karl Luegers. Der Trauerzug vor dem Portal des Stefans-Domes.

Carl Seebald, Wien, phot.

Silber hergestellt. Die Ebenholzpflöckchen sind fast immer in sehr zierlicher und geschmackvoller Weise mit zinnfarbenen ausgelegt. „Nach unseren Begriffen stellt das Kipini“, sagt Weule, „zunächst keine Verschönerung des menschlichen Antlitzes dar; hat man sich aber erst einmal an den Anblick gewöhnt, so findet man es doch ganz nett und ansprechend, denn es verleiht dem braunen Gesicht der Trägerin unstrittig etwas Kostes.“

Von den Küstensuaheili haben die Yao-Frauen auch den „Kanga“ angenommen, den schreiend bunten Baumwollstoff, dessen lebhaftige Modemuster sich in der Modestadt Dar-es-Salaam rascher jagen als die neuesten „Cris“ in Paris.

Am weitesten in Afrika ist die Modetierheit der Schnudnarben verbreitet. „Der weiße Beschauer findet das Anlitze der Schönen mit auffallenden Gebilden bedeckt. Von fern gesehen, haben mir diese Frauen den Aufenthalt in einer deutschen Universitätsstadt vorgetäuscht, wie er sich



Berthold Kempinski, der vor einigen Tagen im 66. Lebensjahre verstorbenen Begründer des bekannten Berlinert Weinhauses.

um im Laufe langer Jahre das Maximum des Pelele und damit auch den höchsten Grad landsüblicher Schönheit zu erreichen.

Die erste Durchlöcherung der Oberlippe erfolgt schon im frühen Mädchenalter, zwischen dem 7. und 9. Jahre. Sie geschieht mit dem ahlenförmig zugespitzten Ende des Rasiermessers. Man verzieht die Wunde am Zuhilfen zu verhindern, indem man einen Strohhalm oder dergleichen einfügt. Systematisch vergrößert man die Zahl dieser Halm- und damit die ursprüngliche enge Öffnung. Später führt man in sie den spiralförmig zusammengewickelten Blattfresser eines Palmfieders hinein. Der ist elastisch und treibt die Öffnung von selbst auseinander. Schließlich erfolgt die Einführung des ersten massiven Pflocks. Bei den Wamwera schwankt dessen Durchmesser zwischen der Stärke eines Fingers und der eines Zweimarkstückes. Bei den Malonda hingegen sollen die Oberlippenhebel bis zum doppelten Durchmesser vorkommen.

Mit diesem Oberlippenpflock begnügen sich aber die gefälligtigen Damen noch nicht. Zur Itona treten ab und zu noch ein Nigulila genannter, kleinerer Unterlippenpflock, dann große Scheiben in den ausgeweiteten Ohrläppchen und bei den Mafua-Frauen aus dem Zukuledi-Tal Miniaturpflöckchen im linken Nasenflügel. Sie sind ebenso schön wie hinderlich bei Influenza und Schnupfen.

Auch die Yao-Frauen hulbigen der Sitte des kofetten Nasenpflocks. Ursprünglich indisch, hat dieser „Kipini“ von den Küstentriben seinen Weg ins Innere gefunden. In einfachster Form ein Zylinder aus Pflanzenmark, wird er, je nach dem Vermögen der Trägerin, aus Ebenholz, sogar aus Zinn und

Rätsel Schach

Rästel.

Durch mich gar vielen Heilung ward; — Doch machst du mich am Ende hart — Und führst zwei Bettern in mich ein, — Dann werd' ich gleich ein Dummkopf sein. P. L.

Sogogriph.

Das Wort mit „r“ ging in den Wald — Und trug's mit „n“ auf seinem Rücken. — Es lachten Reh und Häslein bald, — Entschwanden eilig seinen Blicken.

Scherzrästel.

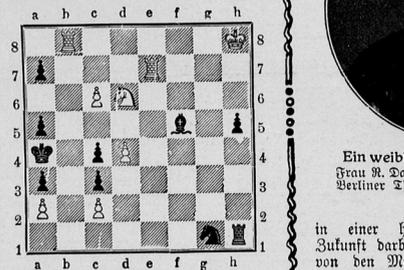
Wenn du in meiner Gassen bist, So darfst du ziehn an mir, Doch bist du in der Gassen nicht, So kostet's Stroh dir. Befreist du mich von meiner Not Und rüffst mich an die Wand, Klug's bin ich in der Tasche dir, Bis du mich nimmst zur Hand. Dr. M.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer.

Sogogriph. Majoran — Majorat. Rästel. Schreibstils.

Redigiert von J. Rieses. Aufgabe Nr. 192.

Von W. v. Holzhausen in Raumburg.



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 191 wurde richtig gelöst von: A. Sydonsky, Georg Demichel, Georg Wengel, S. Bauerbach, Rudi Danielien, Heinrich Baßfreund, sämtlich in Berlin.



Ein weiblicher Operettenkomponist, Frau R. Danziger, deren „Vorfonntesse“ in Berliner Theaters-Theater aufgeführt wird. Ernst Schneider, phot.

in einer hoffentlich nie erscheinenden Zukunft darbieten könnte.“ erzählt Weule von den Mera- und Malonda-Frauen im Süden Ostafrikas.

„Kommt man dann einem Krupp der Frauen näher, so lösen sich die Lippen und Quarten zu tausend Einzelheiten auf; lang ziehen sich die Reigen der Narbenfalte über Stirn und Wangen dahin, verlaufen wogerecht und senkrecht oder bilden die verschiedensten Figuren. Im einzelnen besteht jedes dieser Muster aus vielen, vielen Haarschmitzen, die, einander parallel, meist senkrecht verlaufen. Man hat sie feinerzeit am Verstellen verhindert, indem man sie während der Schorfbildung immer wieder von neuem aufgeschnitten hat. So sind sie im Laufe von Wochen und Monaten zu merkbar Wulsten geworden, die in ihrer Gesamtheit die ganze Physiognomie in entscheidender Weise beeinflussen.“ Diese Ziernarben sind über das Gesicht wie über den ganzen Oberkörper verteilt. Mit den Schmutznarben wetteifern im Entstellen ihrer Trägerinnen erfolgreich die Tätowierungen. Sie sind meistens an der Stirn oder den Wangen angebracht und bilden allerlei regelmäßige Muster, deren Formen sich seit unzahlbaren Jahren fort-erben. Die Herstellung zählt keineswegs zu den Unmöglichkeiten des Lebens, da in die frisch gestochenen Wunden Farberde eingerieben wird. Nicht alle Malonda-Frauen hulbigen diesen recht schmerzhaften Sitten, ebenso wenig, wie alle Töchter unseres Vaterlandes Korsetts tragen, die den braunen und schwarzen Schönen des dunklen Erdteils ein ähnlicher Gräuel sind wie die Schmutznarben für unsere europäischen Damen. Ueber den Geschmack läßt sich nun einmal nicht streiten!



Die „Schneefeldaten“

J. Brocherel, Aosta, phot.

bei der Rettung eines Verunglückten auf dem großen St. Bernhard. „Schneefeldaten“ heißen die Mitglieder einer militärisch organisierten Rettungsmannschaft, die im italienischen Vorkriegs St. Nemy in einem Tal des großen St. Bernhard, ansässig ist.